

Nr. 231. Bromberg, den 10. Oktober. 1934



(18. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Ein Bilderpäckchen fiel heraus, um das ein Briefblatt gefaltet war.

Und das erste Wort, das Jette von diesem Briefblatt in die Augen sprang, war ein Name — Fräulein von Lingen!

Tante Jette stieß einen Überraschungsruf aus.

Zur Verblüffung aller begann sie in einem Augenblick, da ihr Neffe um das Schicksal seiner Braut bangte, ihren Brief zu lesen. Dabei zitterten ihre Hände und ihr lebhaftes Gesicht war eine ganze Skala von Erstaunen.

Schließlich ließ sie das Briefblatt sinken und sah Frettchen an.

„Sie sagten soeben, daß Varescu und seine Frau in Triest verhaftet worden seien, Kommissar?"

„Jawohl. Das haben mir die italienischen Behörden mitgeteilt."

„Dann haben sich die Behörden geirrt. Frau Varescu, alias Fräulein von Lingen, befindet sich in Portorose!"

„Portorose?" fragte der Kommissar.

„Ein Ort an der istrischen Küste, nördlich von Parenzo gelegen," erklärte Traß.

„Dort soll Frau Varescu sein?"

„Alias Fräulein von Lingen, wie es in der Polizeisprache heißt. In Portorose weilt ein Bekannter von mir zur Kur. In diesem Brief teilt er mir mit, daß er die Bekanntschaft eines Fräulein von Lingen gemacht habe."

„Das ist unmöglich!" rief Frettchen.

„Warum?" ironisierte Fräulein von Perkeit. „Ich bin überzeugt, daß es sich so verhält. Baron Dittchen schildert mir nämlich in seinem Schreiben die Dame als äußerst sympathisch und von anziehendem Wesen. Na, die Maschke, Lingen, Varescu, oder wie das Frauenzimmer heißt, dem ich aufgesessen bin, war doch auch so sympathisch. Jetzt hat sie sich den armen Dittchen gekapert und wird ihn gründlich hochnehmen, diese Gaunerin!"

„Wir müssen sofort nach Triest und weiter nach Portorose reisen," rief Traß.

„Ein guter Gedanke," sagte der Kommissar. „Ich kann leider nicht weg, aber Sie können fahren, Herr von Traß, und Herrn Steffen mitnehmen."

Traß hatte als gewiegter Reisender die Fahrtzeiten der Züge im Kopfe.

„Wir werden den Neun-Uhr-Expreß nach dem Süden nehmen," entschied er. „Dann sind wir morgen gegen abend in Triest. Rasch nach Hause, Steffen! Werf einen Anzug und deinen Paß in den Koffer und sei um neun auf dem Bahnhof."

Klaus Steffen wurde von Pflicht und Liebe hin und her gerissen.

„Um neun Uhr habe ich meine Konferenz mit Direktor Scholl. Ich werde ihn sofort anrufen und ihm sagen, daß ich abreisen muß. Ich setze damit meine Zukunft aufs Spiel, aber in diesem Falle ist mir alles gleichgültig."

Wieder war es Frettchen, der mit seiner Ruhe den Ausweg fand.

„Halt," sagte er, „keine Überstürzung! Sie, Herr von Traß, fahren heute abend. Herr Steffen mag seine Konferenz innehalten. Dabei kann er seinem Direktor persönlich auseinandersetzen, daß er sich in einer Zwangslage befindet und für ein paar Tage verreisen muß. Morgen mittag nimmt Herr Steffen dann das Flugzeug nach Venedig und kann ebenfalls am Abend in Triest sein."

Traß schlug Frettchen auf die Schulter.

„Ein ausgezeichneter Vorschlag, lieber Kommissar! Ich mache mich sofort reisefertig. Wenn ich dieses famose Fräulein von Lingen nun noch persönlich kennen würde, könnte ich Klaus sofort mit klaren Tatsachen empfangen."

In diesem Augenblick durchfuhr es Jettchen von Perkeit vom Kopf bis zu den Füßen.

Es war ein richtiger Genieblitz, der sozusagen in Tante Jettes Organismus einschlug.

„Ich werde dir eine Reisegefährtin mitgeben, die die Hochstaplerin persönlich kennt, Männe!"

„Das wäre famos," warf der Kommissar ein. „Sie könnte dann den italienischen Behörden den Identitätsnachweis der Lingen erbringen."

„Wer ist denn die Dame, die du mir anhängen willst, Tantchen?" fragte Traß mehr mißtrauisch als begeistert.

„Es ist meine Mieterin, Fräulein Mendel. Sie hat die Lingen oft gesehen und kann die Person identifizieren."

„Und wie kriegen wir die Dame auf den Bahnhof, Tante Jette? Ist sie zu Hause oder wo steckt sie?"

„Daheim ist sie nicht, aber ich weiß, wo ich sie finden kann. Laß das meine Sorge sein, Männe. Bringe du dein Reisezeug in Ordnung und sei um neun Uhr mit zwei Fahrkarten am Zuge. Ich liefere Fräulein Mendel rechtzeitig dort ab."

Viel Zeit war nicht zu verlieren und Fräulein von Perkeit setzte sich mit hochroten Backen in Trab.

Zuerst warf sie ihren Neffen kurzerhand hinaus. Der Kommissar nahm den aufgeregten Steffen am Arm und führte ihn fort.

Dann machte sich Tante Jette daran, für Charly einen kleinen Koffer zu packen. Sie war noch mitten in der Arbeit, als Traß fix und fertig, ein Köfferchen in der Rechten, zu ihr hineinschaute.

„Ich fahre jetzt zur Bahn," sagte er. „Es ist noch sehr zeitig, aber ich will dort sein, um eventuell noch Schlafwagenkarten zu erwischen. Mir wär's egal, wie ich fahre, aber wenn man eine Dame mit hat, muß man ein bißchen für Bequemlichkeit sorgen. Hoffentlich ist sie nett."

„Ich habe dir schon einmal gesagt, daß Charly sehr nett ist," grinste Tante Jettchen und stopfte ein Kleid in Charlys Koffer.

„Richtig, ich erinnere mich! Schott ist ja wohl verliebt in sie?"

„Hm, in Charly ist mancher verliebt. Aber mach' jetzt, daß du zur Bahn kommst."

„Ich gehe schon. Suche auch den Paß von dem Fräulein heraus, sonst kommt sie nicht über die Grenze. Wiedersehen, Tantchen!"

„Glückliche Reise, Männe!"

Um halb neuen Uhr stieg Jette von Perkeit, an allen Gliedern zitternd und mit Charlys Handkoffer bewaffnet, vor dem Hotel Esplanade aus einer Autotaxe.

Sie hatte sich durch ein halbes Dutzend Livreen und ebensoviele Gänge zu fragen, was eine Ewigkeit an Zeit zu verschlucken schien.

Dann stand sie in der Garderobe der Mannequins, wo ein Haufen schön gewachsener Mädels durcheinanderwirbelte. Alle trugen enge, weißseidene Unterkleider und zogen Toiletten mit einer Fixigkeit an und aus, daß Tante Jette ganz wirbelig wurde.

Charly Mendel befand sich nicht unter diesen fixen Mädchen, aber an einem Haken entdeckte die gute Tante Charlys Mantel und Kappe.

Sie sprang wie ein geölter Blitz auf die Kleidungsstücke zu und riß sie an sich.

In diesem Augenblick trat Charly in die Garderobe.

Sie war in ein schimmerndes Gewand gehüllt und sah so wunderschön aus, daß Jettchen von Perkeit einen Augenblick wie erstarrt stand.

Charly zog mit der schon bestaunten Schnelligkeit das Gewand herunter und streckte die Arme aus, um sich von einem anderen Mädchen in ein feuerrotes Tüllkleid helfen zu lassen.

In diesem Augenblick stürzte Jettchen auf Charly los und streifte ihr den Mantel über die ausgebreiteten Arme. Daß Charly darunter nur ein Unterkleid anhatte, war ihr schnuppe. Dann stülpte sie dem Mädchen die Kappe auf den Kopf.

„Fräulein von Perkeit, was machen Sie hier!?" rief Charly verblüfft.

Aber Tante Jettchen hatte schon den Koffer in der Hand und Charly am Arm gepackt.

„Zur Bahn! Sie müssen sofort zur Bahn! Sie reisen nach Portorose," keuchte sie.

Ehe Charly sich's versah, hatte das alte Fräulein sie aus der Garderobe und in den Gang hinausgedrängt.

Hier gab es einen neuen Aufenthalt. Eine Dame in strengem Schwarz, deren weißhaariges Haupt sie als Leiterin des Ganzen kennzeichnete, stellte sich den beiden in den Weg.

„Wo wollen Sie hin, Fräulein Mendel!?" fragte sie scharf.

„Fräulein Mendel reist ab!" schrie Jettchen und rannte, Charly am Handgelenk, den Korridor hinab.

„Sie sind entlassen!" gellte die schwarze Dame empört hinter den beiden her.

„Nu, wenn schon," brummte Jettchen und riß Charly mit sich fort.

Erst in der Autotaxe, die Fräulein von Perkeit hatte warten lassen, konnte das Mädchen Luft schöpfen, aber zum Fragen hatte sie keine Gelegenheit. Jettchen von Perkeit sprudelte nämlich wie ein Wasserfall ihre Geschichte heraus.

„Natürlich komme ich für den Schaden, den Sie durch die Abreise haben, auf, Charly," schloß sie. „Sie müssen diese Person in Portorose identifizieren. Der Männe kennt ja die Lingen nicht."

„Männe?"

„Ja, ja, der reist nämlich mit Ihnen zusammen und wartet schon auf uns. Da ist der Bahnhof! Und es ist zwei Minuten vor neun."

Charly schwirrte der Kopf, als sie hinter dem alten Fräulein die Treppe zum Bahnsteig hinaufhastete.

An der Sperre stand Herrmann von Traß mit der Uhr in der Hand.

Eine Minute vor der Abfahrtszeit, zum Donnerwetter!

Tante Jette und dies Mädel schafften es natürlich nicht mehr!

Na ja, Frauen brauchten eben zu allen Dingen noch einmal soviel Zeit wie ein Mann — —

„Da sind wir", keuchte Tante Jette und zwängte sich durch die Sperre.

Hinter ihr tauchte eine dunkle, schlanke Gestalt auf, der Traß weiter keine Beachtung schenkte.

„Rasch, rasch in den letzten Wagen!" rief er. „Wir gehen dann zu unseren Abteilen durch! Ich habe noch zwei Bettplätze bekommen."

Ein Beamter zog Charly in den abfahrenden Zug. Der Handkoffer wurde hinterdrein geworfen.

Traß schwang sich auf das Trittbrett und winkte Tante Jette einen Abschiedsgruß zu.

Die rief ihm etwas nach, was durch das Rollen der Räder verschlungen wurde.

Warum feixte denn Tante Jette so?

Traß schüttelte den Kopf, enterte vollends in den Wagen und warf die Tür hinter sich zu.

Er sah den gebückten Rücken seiner Reisegefährtin, die gerade ihre Kappe aufhob. Die war ihr bei dem eiligen Einstieg von den braunen Locken geglitten.

Jetzt richtete sich das Mädchen auf — —

Der Doppelschrei, den die beiden ausstießen, hätte sicher den Schaffner herbeigerufen, wenn er in der Nähe gewesen wäre.

„Der Page!" jauchzte Traß.

„Männe! der Mönch, wollte ich sagen," stotterte Charly.

11.

„Na, so eine raffinierte Person ist mir noch nicht vorgekommen," freute Traß sich diebisch.

Charly wurde ganz steif.

„Meinen Sie etwa mich?"

„Gott bewahre, lieber Page! Ich meine Tante Jette. Herrjeh, bin ich froh, daß ich Sie gefunden habe! Wenn ich denke, daß ich die ganze Zeit mit Ihnen Wand an Wand lebte, könnte ich mir den Kopf abreißen. Aber nun ist ja alles gut. Freuen Sie sich auch so?"

Dieser an Knalleffekten so reiche Abend machte Charly ganz benommen.

„Männe" war der braune Mönch!

„Männe" hatte sie auf dem Maskenball geküßt.

„Männe" reiste mit ihr zusammen nach Portorose!

„Männe", das Ekel!

„Ich hätte Lust auszusteigen," sagte Charly unvermittelt.

„Bei achtzig Kilometer Stundengeschwindigkeit ist das glatter Selbstmord. Bleiben Sie nur hübsch hier. Haben Sie übrigens schon zu Abend gegessen?"

Charly schüttelte den Kopf.

„Dann auf in den Speisewagen! Wir müssen uns dranhalten. Dieses nahrhafte Vehikel wird nämlich in Magdeburg abgehängt."

„Ich — möchte nichts essen."

„Wollen Sie etwa bis Triest fasten. Page? Das kann ich nicht gestatten. Auf zum Futtern!"

„Sie benehmen sich genau so kategorisch wie damals auf dem Ball."

„Und Sie werden ebenso folgsam sein, nicht wahr?"

„Ich — ich weiß ja nicht einmal wie Sie heißen!"

„Doch! Sie haben vorhin sehr hübsch meinen Namen gesagt."

„Männe? Um Gottes willen, Sie wollen doch nicht ernstlich behaupten, daß Sie mit einem Dackelnamen behaftet sind?"

„Also, um der Form zu genügen, mein Name ist Herrmann von Traß. Wer mich liebt, nennt mich Männe. Und nun gehen wir abendbroten."

Da gerade ein Schaffner auftauchte, Charly auch ein menschliches Rühren in der Magengegend empfand, folgte sie Traß ohne weiteren Widerspruch.

Bald saßen die beiden an einem Tischchen, und Traß suchte die Speisen aus. Charly war widerspruchslos mit allem einverstanden, was ihr Begleiter auftischen ließ. Nur als er Rotwein bestellte, protestierte sie.

„Selterwasser, bitte! Ich finde, Sie haben in den letzten Tagen genug Rotwein verkonsumiert."

„Mein Gott, das weiß der Page auch?"

„Im Hause Perkeit spricht sich so etwas herum. Ich habe Sie für einen richtigen Säufer gehalten."

„Ich bin eigentlich Abstinenzler," schwor Traß einen glatten Meineid. „Ich habe nur aus Kummer getrunken."

„Und was hat Ihnen diesen Kummer verursacht?"

„Ihr spurloses Verschwinden, Page. Wenn Sie wüßten, wie ich Sie gesucht habe! Sogar bei Madame Georgette bin ich gewesen."

(Fortsetzung folgt.)

Anfangen!

Skizze von Herbert Steinmann.

Den Oberkörper schwer vorgeneigt, den Kopf mit den widerspenstigen blonden Haaren gesenkt, so saß Paul Werder auf der blanken polierten Bank, dicht vor der trennenden Glaswand, hinter der das Klappern der Schreibmaschinen hell aufklang. Ab und zu warf er einen unsicher flirrenden Blick nach dem geschlossenen Schalter. Unablässig drehte er die blaue abgeschabte Mütze zwischen den arbeitsungewohnten Händen.

Warten, warten! Warten und abgewiesen werden, und — hungern, darben, das ging jetzt schon in das vierte Jahr. Grau die Tage, einer wie der andere, immer derselbe Kreislauf, stempeln, hungern, laufen, warten, abgewiesen werden. Und mit ihm wartete Lisbeth auf Arbeit und auf den Tag, da sie heiraten könnten.

Hinter der Glaswand sprang ein helles Mädchen auf. Die hatten gut lachen! Eine strenge steile Falte grub sich in Paul Werders Stirn. Diese Wand, dieses dünne undurchsichtige Etwas, das man mit einem Faustschlage hätte zertrümmern können, das war wie eine dicke Mauer aus Stahl und Zement, die Mauer, die ihn schied vom Land der Arbeit.

Warum saß er eigentlich noch hier? Gleich würde es so kommen, wie es immer gekommen war. Der junge Mann würde wieder erscheinen, die Zeugnisse in der Hand, würde sie ihm zuschieben mit einem leisen Lächeln, das Bedauern ausdrücken sollte: „Es tut mir sehr leid, aber Sie kommen für uns nicht in Frage."

Und dann gings eben weiter im ewigen Kreislauf. Die Tür ins Land der Arbeit blieb verschlossen. — —

Paul wandte den Blick zum Fenster. Grau schien ihm der Himmel. Dort über den Hof ging einer im blauen Monteuranzug, die Kaffeeflasche und die Frühstückstrommel unter dem Arm. Ja, der hatte es gut! Neid quoll auf, feindselig schoß der Blick dem ruhig Dahinschreitenden nach.

Das Schalterfenster rollte. „Kommen Sie doch bitte mal her, Herr Werder!"

Der Arbeitslose stand langsam auf. Fest preßte er die Lippen aufeinander. Da kam er wieder, der Gnadenstoß . . .

Nun war Paul Werder dicht vor dem Schalter, sah trotzig in das ruhige Gesicht des jungen Mannes. Nur nicht merken lassen, wie es einem zumute ist . . .

Er hörte nur halb hin, was die ruhige Stimme sagte. Lisbeth wartete da drüben in der zweiten Querstraße. Nun, eine Enttäuschung mehr: „Sie können also morgen anfangen, Herr Werder!"

Sonnen tanzen hell und brennend vor Werders Augen, ein irrsinniger Tanz von Sonnen. Alles ringsum ist verschwunden. Aus weiter Ferne klingt ein Wort an sein Ohr, schwillt an zu einem donnernden Brausen.

Anfangen! Anfangen! A n f a n g e n!

Jahre huschen vorüber, graue, harte, hoffnungslose Jahre, Stempelstellen, Menschenreihen, Lisbeth — donnernd springt ein Tor auf und da liegt es nun vor ihm, ersehnt und gesucht in tausend bitteren Tagen und Nächten, das Land der Arbeit.

„Kommen Sie, Herr Werder! Ich will Ihnen gleich Ihren Arbeitsplatz zeigen."

In ihm ist noch alles wie in einem großen herrlichen Rausch, aber er bezwingt sich, schreitet durch die Tür, die sich ihm in der Glaswand öffnet, fühlt ein unbekanntes starkes Wollen in sich aufsteigen, schon hebt er den Kopf, straffer wird der Schritt.

Ja, ich gehöre nun auch hierher, denkt er.

Helle Säle, Menschen im blauen Arbeitskittel; Maschinen surren, Signale klingeln, Hände arbeiten.

Blicke richten sich auf ihn. Prüfende, freundliche, kameradschaftliche Blicke. Da ist eine Lücke in der Reihe. Hebel warten dort auf eine Hand, die nach ihnen greift.

„Ihr Arbeitsplatz." Und zu den blaugekleideten Männern, die einen Augenblick die Hände ruhen lassen, sagt der Führer: „Unser neuer Kollege."

Eine derbe ausgearbeitete Hand schiebt sich Paul Werder entgegen. „Freut mich, dich kennen zu lernen, Kamerad."

Werder preßt die Finger des andern. Ist das nicht der, der vorhin mit der Kaffeeflasche fremd und ihm unbekannt über den Hof ging, der Mann, den er beneidete. Und nun — Kamerad, Arbeitskamerad!

Paul Werder weiß nicht, wie er hinausgekommen ist; er hastet vorwärts. Arbeit, Arbeit! singt es in ihm.

Da steht auch schon Lisbeth. Schmal, blond und verhärmt. Sie läuft ihm entgegen, versteht nicht das Zucken seiner Lippen, das heiße Atmen. „Oh, Paul, war es wieder nichts? Darfst dich nicht so aufregen, Lieber!"

Er möchte hell und schmetternd lachen, kann es mit einem Male nicht. Wird ernst, bleibt wie angewurzelt stehen, schaut nach der Fahne hinüber, die da drüben weht — auf weißem Grunde das schwarze Hakenkreuz. „— Arbeit und Brot —."

Hebt die Hand, ganz einfach, ganz erfüllt von Dankbarkeit und Freude. Jetzt sieht er der Frau in die Augen, diese angstvollen, unsicheren, nicht verstehenden Augen.

Und dann kommt das Lachen, hell, lebensbejahend, selbstbewußt! Paul Werder packt seine Lisbeth um die schmalen Schultern und, immer noch lachend, brüllt er über die ganze, weite, menschenerfüllte Straße: „Anfangen!"

Ina.

von Hermann Claudius.

In der Kleinen Bücherei des Langen-Müller-Verlages ist ein Bändchen erschienen, in dem Hermann Claudius Geschichten aus seiner Kindheit erzählt („Armantje"). Der Abdruck der folgenden Geschichte mag nachdrücklich auf das schöne kleine Bändchen hinweisen.

Damals wohnten wir in der Sophienallee in einer Terrasse, Haus-Nummer 3. Die drei engen Stuben waren niedrig und feucht. Die Tapeten hingen immer wieder irgendwo von den Wänden, so sehr meine Mutter sich auch darum bemühte. Der Wize hieß Herr Poloschinski und wohnte im Vorderhaus im Hochparterre. Er hatte eine schöne Frau. Da meine Frau Mutter auch als schön galt, so mag eine Art heimlicher Rangstreit, wenn auch mehr von der Vorderhausseite aus, zwischen den beiden Frauen bestanden haben. Jedenfalls war Herr Poloschinski nicht bereit, die erbärmlichste Kleinigkeit im Hause machen zu lassen. Meine Mutter drängte den Vater oft, sich mit Herrn Poloschinski so oder so auseinanderzusetzen. Aber mein Vater besaß in diesen Dingen keinen Willen.

Wir waren zu der Zeit vier Knaben, von denen der kleinste eben laufen konnte, als es hieß: der Adebar werde bald wiederkommen.

Ich kannte den Adebar, den Kinderbringer, schon gut und wußte um die Tüte, die er mitbrachte und fallen ließ, wenn ich auch vergeblich darüber nachgedacht hatte, wie er immer glücklich die Fenster aufstoßen und den neuen kleinen Bruder heil hindurch zu steuern vermochte.

Ja, einen neuen Bruder! — An anderes als einen Bruder dachte ich nicht.

Da hieß es, die Mutter wolle gern, daß der Adebar eine Schwester bringe. Ich lag abends im Bette und dachte vor dem Einschlafen an die kleine Schwester. Ich suchte Namen für sie aus und versuchte sie mir vorzustellen. Aber es glückte mir nicht. Es wurde immer ein Bruder.

Als meine Ungeduld aufs höchste gestiegen war, ward mitten in der Nacht ein Geschrei, und das kleine Kind war da, und es war wirklich ein Mädchen.

Ich sah es erst am anderen Morgen, obschon ich nicht mehr darum hatte schlafen können. Der Vater ging früh fort. Ich eilte an das Bett der Mutter.

Die Mutter sah blaß aus und lächelte.

Ich hob vorsichtig das dünne Tuch vom Nebenbett, darin das Neue lag, und war betroffen und selig zugleich. Da lag es und hatte die Augen weit offen — große, blanke Augen. Sein Haar war gelb, beinahe weiß, ein richtiger Schopf.

Ich hätte das Neue am liebsten herausgehoben und in die Arme genommen. Aber ich wußte: das ginge nicht an. Es hatte noch gar keine festen Knochen.

Da plärrte es plötzlich los. Ich hatte Freude und Angst auf einmal dabei. Die Mutter sah mich an und lächelte wieder.

Das Neue sollte Ina heißen.

Ich sagte den Namen den ganzen Tag vor mich hin. Der Name kam mir fremd vor. Aber ich sagte ihn so lange, bis die Fremdheit verschwunden war, bis ich in aller Wirklichkeit eine Schwester hatte, die Ina hieß.

Ina war ein sehr stilles Kind. Ich weiß gar nicht, daß es jemals — außer jenem ersten Male — richtig geschrien hätte, wie die Babies rundum, oder wie Matten und Luten und Paul geschrien hatten, daß ich mir die Bettdecke fest über beide Ohren zog — und es nützte doch nichts.

Ina lag immer in ihrem Bette oder im Arm der Mutter und sah still und staunend umher. Ich wagte kaum, Ina anzufassen. Sie war mir heilig. Anders weiß ich es nicht zu sagen. Ja — es war etwas um Ina her, das mich scheu machte, sie zu berühren. Ich sah sie nur an. Und Ina sah mich mit ihren lichten blauen Augen wieder an, bis ich es auf einmal nicht mehr aushielt und mich wegdrehte.

Den anderen Knaben in der Terrasse berichtete ich wahre Märchen über meine neue Schwester. Aber sie hörten mir kaum zu oder lachten bloß. Da erzählte ich ihnen nichts mehr, mochte sie auch nicht mehr. Ich ging allein und dachte mir aus, wohin ich überall mit der kleinen Schwester gehen wollte, wenn sie erst laufen könnte, und was ich ihr alles zeigen wollte.

Da erkrankte Ina plötzlich. Mitten in der Nacht stand der Vater auf, warf den Rock über und holte den Doktor. Der kleine dicke Doktor kam und war ganz außer Atem. Ich stand im Hemde und lauschte und zitterte. Ich hörte Ina leise röcheln und die Mutter weinen.

Dann ging der Arzt fort, und es ward alles still. Nur Mutter weinte noch leise. Ich grub mich in meine Bettdecke an der Seite des Vaters, der auch wieder zu Bett gegangen war, und weinte leise mit. Meine Brüder schliefen und hatten nichts davon gemerkt.

Es waren traurige Tage, bis eine Droschke in die Terrasse geholpert kam, bis man Ina in ihrem kleinen Sarge hineinhob. Ein paar karge Kränze hatten die Nachbarn aus ihrer Armut beigesteuert, aber sie verdeckten nicht das schwarze, trostlose Holz.

Mein Vater stieg ein und noch sonst jemand. Ich weiß nicht mehr, wer. Dann holperte der Wagen über das rauhe Pflaster wieder hinaus. Die Nachbarn sahen ihm verstohlen aus halbgeöffneten Fenstern nach.

Mein Vater kam spät in der Nacht wieder nach Hause. Er sprach merkwürdig heiser und laut. Es tat mir weh, wie er sprach, wenn ich vor lauter Müdigkeit auch nicht verstand, was er redete.

Ich kroch weit von ihm ab an den Bettrand und log mir vor: Ina lebe noch; es sei alles gar nicht wahr. Es sei alles nur ein bitterböser, dummer Traum gewesen. So schlief ich wieder ein.

Am andern Morgen kam Frau Poloschinski und sprach mit der Mutter. Meine Mutter weinte wieder, aber sie schien doch gefaßter und gab Frau Poloschinski, als sie fortging, freundlich die Hand.

Bald darauf kam der Tapezier und ersetzte die alte Tapete durch eine neue, die lauter bunte Blätter als Muster hatte, so daß die Stube auf einmal wie eine Laube aussah.

Meine Mutter war sehr stolz. Sie hatte noch lange ein sehr stilles Gesicht; aber von der toten Ina ward nicht mehr gesprochen.

Kartoffelfeuer.

Von Hermann Löns*)

Wenn Ende September Kartoffelfeuer
mit weißem Schleier bedecken das Land,
dann denk' ich an manches, was ich als teuer
in meiner Erinnerung halte gebannt.

Verflossene Zeiten, verflossene Tage,
in rosigen Wolken die ganze Welt,
als noch nicht das Leben die häßliche Frage
„Beruf und Brot?" an uns hatte gestellt.

O Hannes, mit knallroten Spitzbubenhaaren
o Wolf, mit dem pechschwarzen Lockenkopf,
ich selber, ein Nichtsnutz von dreizehnhalb Jahren
mit Kletten und Disteln im flachsblonden Schopf.

Barfüßig, barköpfig, zerrissene Hosen,
am Knie schimmert durch die bräunliche Haut —
o herrliche Zeit, wo mit sorgenlosen
Blauaugen ich keck in die Stunden geschaut.

Kein Wasser zu tief, zu hoch keine Höhe,
kein Apfel zu sauer, kein Vogel zu flink —
in unserm frechfrohen Raubkönigreiche,
da wurde geknechtet, was mit uns nicht ging.

Die Katzenjagd stand bei uns mächtig in Blüte
es mieden die Hunde sehr schnell unsre Näh,
dem Flurschützen war'n wir ein Dorn im Gemüte
dem Obstbaumbesitzer ein fressendes Weh.

Im Buchwald, am Seerand, da war eine Ecke,
von Weiden umwuchert, von Dornen geschützt.
Wir brieten in sicherem Räuberverstecke
uns dort Kartoffeln, die wir uns stibitzt.

Wir rauchten getrocknete Walnußblätter
aus Pfeifen, geschnitzelt aus Ellernholz,
und fühlten uns selig, wie Helden und Götter,
wir Fürsten der Wildnis, verwegen und stolz.

Wir hauten uns auch, daß die Haare so flogen,
und blaubeulig wurden Kopf und Gesicht,
und wurde dafür dann auch Wichse bezogen
zu Haus' vom Papa, das genierte uns nicht.

Jetzt gehn wir geputzt nach der neuesten Mode
mit schneeweißem Kragen und blitzblankem Hut,
wir kommen vor Höflichkeit fast noch zu Tode
und tuen getreu, was ein jedermann tut.

Du wirbelnder Rauch der Kartoffelfeuer.
Erinnrer an alte, verflossene Zeit,
wie ist mir dein herber Geruch doch so teuer,
du bleibst mir als Jugenderinnrung geweiht.

*) Aus: „Junglaub", Balladen und Dichtungen aus der Frühzeit von Löns, Fr. Gersbach Verlag, Pyrmont.



Ein Denkmal für den letzten Fiaker.

Geradeso wie in Deutschland nur noch ganz wenige Droschkenkutscher als Vertreter einer überholten Berufsgattung übrig blieben, ist auch der weltberühmte Wiener Fiaker fast verschwunden. Noch vor zehn Jahren haben viele Wiener behauptet, daß die alte gemütliche Wienerstadt ohne die berühmten Fiaker und die ebenso berühmten Fiakerkutscher nicht denkbar sei. Aber das moderne Tempo hat sie längst überholt. An den gemütlich dahinzottelnden Fiakern vorbei sausen längst die eleganten Sechszylinder, und manch einer der alten Fiakerkutscher, der früher einen Fiaker lenkte, sitzt jetzt hinter dem Volant einer modernen Taxe. Aber der Wiener ist konservativ, er hat die guten alten Kutscher — im Volksmund schlechtweg „Fiaker" genannt — nicht vergessen, obgleich sie bis auf wenige Exemplare aus dem Stadtbild verschwanden. Und einer der bedeutendsten Wiener Bildhauer, Prof. Josef Engelhardt, hat jetzt sogar eine besonders schöne Statue geschaffen, die er dem letzten Wiener Fiaker widmete. Das Urbild dieser Statue ist der älteste Fiaker Wiens, Pepi Schmutz. Lächelnd sieht man ihn neben seinem Gaul, die Pfeife in der Hand. Auf seinen Lippen scheint die Frage zu schweben: „Fahr'n m'r, Euer Gnaden?" Die notwendigen Mittel zur Ausführung des Denkmals sollen durch ein großes Heurigenfest im Alt-Wiener Park und in dem großen Atelier Prof. Engelhardts beschafft werden, bei dem der Eintritt fünf Schilling kosten wird. Dabei wird sowohl der berühmte Pepi Schmutz sowie eine Anzahl seiner Kollegen erscheinen, um dem Fest die rechte Weihe zu geben.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. p., beide in Bromberg.